

Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 158 (1991)

Artikel: IV. Vortrag : Bildung zur Musse - ein müssiges Lehren?
Autor: Bartels, Klaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-743578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IV. Vortrag

158. ordentliche Versammlung der Schulsynode des Kantons Zürich,
Montag, 24. Juni 1991

Bildung zur Musse – ein müssiges Lehren?

Eine Zürcher Kollegin vertraute mir neulich an, ein Tessiner Kollege habe ihr kürzlich bedeutet, ein gewitzter Lehrer beginne spätestens drei Wochen vor den Ferien, sich für die Ferien auszuruhen. Das Tessin ist ja drei Stunden weit weg, aber der Drei-Wochen-Termin ist aktuell. Und darum Hand aufs Herz: Wovon und wofür ruhen wir uns eigentlich aus? Unterrichten wir eigentlich, um uns dann wieder Ferien und Freizeit leisten zu können? Oder haben wir umgekehrt Freizeit und Ferien, um dann wieder unsere Arbeit leisten zu können? Mit der alten Formel: Lehren wir, um zu leben, oder leben wir, um zu lehren? Das ist gar nicht so leicht zu sagen; «Teils, teils» ist wohl noch die beste Antwort.

In den letzten Ferien sah ich in London Shakespears «Was ihr wollt». Da bittet einmal der Herzog den Narren, ihm ein Lied zu singen, und drückt ihm dafür ein Stück Geld in die Hand: «Da hast du was für deine Mühe.» Der Narr wehrt ab: «Keine Mühe, Herr: Ich mache mir ein Vergnügen aus dem Singen.» «Auch gut», erwidert der Herzog, «dann will ich dich für dein Vergnügen bezahlen.» Noch einmal Hand aufs Herz: Machen wir uns eigentlich, wie der Narr aus dem Singen, ein Vergnügen aus dem Lehren? Und bezahlt uns die Erziehungsdirektion nun für unsere Mühe oder, wie jener grosszügige Herzog, für unser Vergnügen? Auch wieder gar nicht so leicht zu sagen; die beste Antwort scheint auch hier: «Teils, teils.»

So verwirrend doppeldeutig sind derlei Fragen nach Sinn und Ziel, Lust und Frust nicht etwa, weil wir selbst uns über alle diese Dinge so unschlüssig wären, sondern weil unsere modernen Begriffe von sogenannter «Arbeitszeit» und sogenannter «Freizeit» den ganzen runden Kuchen unseres Tages, unserer Woche, unseres Jahres so künstlich, so wider alle Menschennatur entzweischneiden und geradezu verhackstücken. Ein nun bald zweieinhalb Jahrtausende altes, immer noch prägerfrisch wirkendes Begriffspaar aus der Werkstatt des Aristoteles wird uns helfen, die Verhältnisse zu klären: die sogenannte «Musse» und ihr Gegenstück, die «Unmusse».

«Musse»: das heisst im Griechischen *scholé*, und diese *scholé* ist heute der Genius des Tages: Aus ihr ist ja über die lateinische *schola* in den vier Landessprachen die rätoromanische *scola*, die italienische *scuola*, die französische *école*, unsere deutsche «Schule» und entsprechend im Englischen *school* geworden, und so ist denn auch diese «Schulsynode» eine wirkliche und wahrhafte «Musse-Synode». Die altehrwürdige «Musse» ist neuerdings freilich tief herabgekommen. Schon der

«Musse» selbst hängt heute ein übles Rüchlein von Zeitstehlerei und Nichtstuerie an, und ein «müssiges» Unternehmen ist ein «fruchtloses» Unterfangen, der «Müssiggang» vollends «aller Laster Anfang». Da hat für einmal der alte Wein der griechischen *scholé* in den neuen Schläuchen unserer «Musse» Schaden genommen. Halten wir uns also lieber an den unverfälschten Aristotelischen Begriff:

Während wir heute der «Arbeitszeit» die von Arbeit freie «Freizeit» gegenüberstellen, stellten die Griechen umgekehrt der *scholé*, der «Musse», die der Musse beraubte *a-scholia*, die «Unmusse», gegenüber. Das moderne Begriffspaar geht von der Arbeit aus, die uns glücklicherweise einiges an Freizeit übrig lässt; das antike geht von der Musse aus, die unglücklicherweise zu einem Teil der Unmusse verfällt – eine sympathische Perspektive. Entsprechend erkennt Aristoteles der Musse den Vorrang vor der Unmusse zu. Die Musse, diese von jeglicher äusseren Verpflichtung verschonte Zeit, die der Mensch «für sich selbst» hat, ist für Aristoteles die Zeit und das Tun, worin einer den eigentlichen Sinn und das Glück seines Lebens finden kann. In der Unmusse, dieser von vielerlei äusseren Verpflichtungen belegten Zeit, sieht er lediglich die notwendige Voraussetzung dazu: die *Condicio sine qua non*, die «Bedingung, ohne die es nicht geht». Mehrfach fasst er dieses grundlegende Rangverhältnis in die einprägsame Formel: «Wir leisten die Unmusse, um uns die Musse leisten zu können.»

In seinen «Politischen Schriften» führt Aristoteles die Musse und die Unmusse folgendermassen ein: «Das gesamte Leben des Menschen teilt sich in diese einander entgegengesetzten Bereiche: in die Unmusse und die Musse und entsprechend in den Krieg und den Frieden, und so sind von unseren Handlungen die einen lediglich notwendige Voraussetzung und zweckdienlich, die anderen schön. ... Zwischen diesen beiden Bereichen besteht das Verhältnis, dass der Krieg um des Friedens willen geführt, die Unmusse um der Musse willen bewältigt und überhaupt das Lebensnotwendige und Zweckdienliche um des Schönen willen getan wird.»

Ein strenges Gefüge: Der «Musse» und der «Unmusse» im Leben des einzelnen werden der «Frieden» und der «Krieg» im Leben des Staates an die Seite gestellt; die «Musse» und der «Frieden» sind dem Bereich des «Schönen» zugeordnet, das seinen Wert unmittelbar in sich selbst hat, die «Unmusse» und der «Krieg» dem des lediglich «Notwendigen», das seinen Wert ausser sich in jenem «Schönen» findet. Zwischen diesen Reihen besteht das klare Rangverhältnis des Ziels, der spezifisch menschlichen Lebensfüllung, und des Mittels, des lediglich «notwendigen» Lebensunterhalts. Das «Schöne», das Lebensfüllende, hat hier zwar den höheren Rang inne; doch ohne das «Lebensnotwendige» kann auch das «Schöne» nicht verwirklicht werden.

Die griechische Zweiteilung der Lebensbereiche in Musse und Unmusse und die moderne Zweiteilung in Arbeitszeit und Freizeit folgen verschiedenen Prinzipien. Sie verlaufen überkreuz zueinander. Unsere Arbeitszeit und unsere Freizeit sind durch ein äusserliches Merkmal unterschieden: Die Arbeitszeit wird bezahlt, die Freizeit nicht. (Daher kommt es, dass man ohne den Anstand zu verletzen, unter Männern fragen kann: «Arbeitet Ihre Frau?» Die Frage zielt ja nicht darauf, ob sie fleissig oder faul ist, sondern darauf, ob sie für das, was immer sie tut, bezahlt wird. Unter Frauen ist die Frage «Arbeitet Ihr Mann?» nicht ganz so unverfänglich – offenbar weil Männer in der Regel für das, was immer sie tun, bezahlt werden.)

Die Aristotelische Musse und ihr Gegenstück, die Unmusse, sind dagegen durch ein menschlicheres Merkmal unterschieden: Die Musse gibt dem Leben Sinn, die Unmusse nicht. Nicht von ungefähr spielt hier eine andere Begriffsprägung des Aristoteles herein; die vielberedete «Selbstverwirklichung». Einen guten Teil unse-

res Lebens, eben die Unmusse, müssen wir notgedrungen an das Lebensnotwendige wenden: an Tätigkeiten, die wir lieber bleiben liessen, wenn wir sie nicht leisten müssten. Aber diese Unmusse lässt uns doch einige Mussezeit übrig, und diese wenige Mussezeit ist sozusagen der Reingewinn, den wir aus dem Handel und Wandel unseres Tuns und Treibens erwirtschaften. In dieser Musse ist dem Menschen die Chance gegeben, «sich selbst zu verwirklichen», das heisst für Aristoteles: dem Leben über das blosse Überleben hinaus einen menschlichen Sinn zu geben.

Die Musse und die Unmusse ziehen sich quer durch unsere Arbeitszeit und unsere Freizeit hindurch. Zur verlässlichen Ermittlung des Musse-Anteils an unserer Arbeitszeit sei dieses Gedankenexperiment empfohlen: Man stelle sich das Unerhörte vor, eine von der Idee der Musse enthusiastisch hingerissene Erziehungsdirektion teilte uns hier und heute mit, sie entbinde uns bei ungeschmälerter Lohnfortzahlung und unverkürztem Pensionsanspruch fortan von jeglicher Lehrverpflichtung, und bitte nur um Rückantwort, wieviel von unserem Unterricht wir dessenungeachtet schlicht um unserer Lebenserfüllung und Selbstverwirklichung willen nichtsdestoweniger fortführen möchten: Das wäre dann zuverlässig der Musse-Anteil unserer Arbeitszeit.

Aber der Schnitt zwischen der Musse und der Unmusse geht auch mitten durch unsere sogenannte Freizeit hindurch. Alle blosse Entspannung und Erholung in Spiel und Unterhaltung weist Aristoteles noch ganz der Unmusse zu. Nach der Anstrengung und Anspannung der Unmusse bedürfe der Mensch zunächst der Erholung, um seine erschöpften körperlichen und seelischen Kräfte wiederherzustellen; dazu leisteten das auflockernde Spiel und die zerstreuende Unterhaltung ihre «therapeutischen» guten Dienste. Erst nach einer solchen entspannenden Ausgleichs-Therapie biete sich dem Menschen die Chance der Musse. (Karl Marx konnte seinen Aristoteles noch auf griechisch lesen; wären die Gewerkschaftsfunktionäre von heute noch so gute Humanisten wie er, sie könnten in diesen Texten noch interessante Entdeckungen machen.) Ein Leben, das Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr immer nur wechselte zwischen anstrengender Unmusse und entspannender Erholung davon und zugleich schon wieder dafür, ein Leben, das niemals herausfände aus diesem *Circulus vitiosus* einer sinnleeren Unmusse zwischen Anstrengung und Entspannung, wäre aus dieser Sicht kein Menschenleben; Aristoteles sagt: ein «Sklavenleben».

«Sklaven haben keine Musse», sagt ein griechisches Sprichwort, und das nicht nur, weil sie keine Zeit zur Musse haben: Ihnen fehlt auch die Bildung dazu. Bildung zur Musse: das ist der Kerngedanke der Bildungspolitik des Aristoteles. Während sich die erholsame Lust der Entspannung jedem Angespannten unmittelbar mitteilt, stellt die Musse geradeso wie die Unmusse – und noch dringender als diese – ihre hohen Anforderungen an den Menschen. Aristoteles versteht seine Musse ja nicht als eine verführerische Einladung zu einer schönbemäntelten Nichtstuerrei, sondern als eine ernste Herausforderung zu tätiger menschlicher Lebenserfüllung. Im Anschluss an das eingangs angeführte Zitat sagt er:

«Auf beide Lebensbereiche, sowohl auf die Unmusse als auch auf die Musse, muss der Politiker sein Augenmerk richten, ... vornehmlich aber auf das Schöne und das Ziel des Lebens. ... Denn es ist zwar wichtig, die Unmusse bewältigen und einen Krieg führen zu können, wichtiger aber noch, den Frieden führen und die Musse erfüllen zu können; und überhaupt ist es wichtig, das zum Leben Notwendige und Zweckdienliche zu tun, noch wichtiger aber, das Schöne zu tun. Daraus ergibt sich die dringliche Forderung, auch die Kinder schon auf diese vorrangigen Lebensziele hin zu erziehen und zu bilden, und so auch die übrigen Altersstufen,

soweit sie solch einer Bildung noch bedürfen. ... Denn wenn es schon überhaupt beschämend ist, die zu Gebote stehenden Glücksgüter nicht richtig gebrauchen zu können, so ist es noch viel beschämender, sie im Wohlstand und im Frieden nicht richtig gebrauchen zu können, sondern in der Unmusse und im Krieg sich als tüchtige Bürger zu zeigen, im Frieden und in der Musse dagegen als Sklavenseelen.» Und nun die Schlusspointe, gerichtet an eine durchaus zeitlose Zeitgenossenschaft des 4. Jahrhunderts v. Chr.: «Überall und immerzu nach dem handgreiflichen Nutzwert zu fragen, passt am allerwenigsten zu einem gross gesinnten frei denkenden Menschen.»

Wir haben zwei, drei Jahrtausende Distanz genommen und unsere moderne Arbeits- und Freizeitwelt sozusagen im Röntgenlicht der «Musse» und der «Unmusse» durchleuchtet. Das so menschengemäss orientierte griechische Denken, das wir da gefunden haben, mag uns zumindest zu einem verhelfen: zur Entspannung der Verkrampfung, mit der wir gewöhnlich Arbeitswelt und Freizeitwelt einander gegenüberstellen. In beiden ist ja mehr oder weniger Musse, in beiden mehr oder weniger Unmusse enthalten, und für beide gilt die gleiche Herausforderung: der Aufruf, die Chancen der Musse, wo immer sie geboten sind, mit wachem Sinn aufzuspüren und mit fester Hand zu ergreifen, und die so gefundene Musse mit persönlichem Engagement und schöpferischer Phantasie sinnvoll auszufüllen.

Diese Herausforderung ist nun nicht etwa nur eine ehrwürdige Antiquität für Syndikalreferate; sie hat Zukunft. Automatisierung und Computerisierung werden die Arbeitszeit in den kommenden Jahrzehnten für die meisten Arbeitnehmer drastisch weiter reduzieren. Die 35-Stunden-Woche hat sich jenseits der Grenzen – und jenseits der Schule – innerhalb weniger Jahre durchgesetzt; schon ist von einer 30-Stunden-Woche die Rede. Wer weiss, wie herrlich weit wir's auf dieser Zukunfts-Traumstrasse zur Freizeitgesellschaft noch bringen werden, bis unsere heutigen Primarschülerinnen und -schüler in dreissig Jahren voll im Arbeitsleben stehen?

Wie dem auch sei – die Seelennöte einer zur Abwechslung einmal nicht allzu kärglich, sondern allzu reichlich bemessenen Freizeit sind uns heute schon geläufig. Da sind zunächst die Schwierigkeiten, die manch einer mit der Ruhe seines Ruhestandes hat. Nicht anders als das voraufgehende Arbeitsleben will auch das darauffolgende Musseleben gelernt und geübt sein, und ein Musse-«Leben» ist es nachgerade wirklich, seitdem ein vorgezogenes Ruhestandsalter und die gesteigerte Lebenserwartung ihm eher Jahrzehnte als Jahre einräumen. Ein erfülltes Musseleben, das Sinn und Bestand haben soll, muss organisch aus dem Arbeitsleben hervorgehen oder neben diesem heranwachsen, und vieles spricht dafür, dass der Boden für eine glückliche Musse der Senioren bereits in der sinnvollen Bildung der Jüngsten bereitet wird.

In den engen Freizeiträumen eines Feierabends oder eines Wochenendes ist der seit jüngster Zeit berüchtigte «Freizeitstress» angesiedelt, den eine treffliche Wortschöpfung dem schon seit alters berüchtigten «Leistungsstress» zur Seite gestellt hat. Die kunstgerechte Programmierung und Terminierung und dann die termingerechte Programmabwicklung eines modernen Freizeitlebens vom Jogging am frühen Morgen bis zur Disco am späten Abend kann offenbar auch psychisch einigermassen nervenaufreibend sein. Auch im Freizeitkostüm ist die neue Freizeitgesellschaft immer noch die gleiche wie die alte Leistungsgesellschaft, und manch einer, der sich glücklich dem Gedränge und Geschiebe seiner «notwendigen» Werktagsgeschäfte und -termine entrückt wähnte, sieht sich unversehens dem gar nicht

so anderen Gedränge und Geschiebe seiner obligaten Wochenendgeschäfte und -termine ausgeliefert. (Ruhet sich unsere Schülerinnen und Schüler eigentlich am Wochenende von der Schule oder in der Schule vom Wochenende aus?)

Die Bildung zur Musse, wie Aristoteles sie versteht, betrifft nicht das Drum und Dran des Menschen, sondern den Menschen selbst in seinem Kern. Sie vermittelt keine sogenannten Kompetenzen, schon gar keine Fachkompetenzen, und sie macht niemanden zu einem Experten, erst recht nicht zu einem Fachexperten. Der Sinn für diese Musse lässt sich nicht unmittelbar lehren und lernen, geschweige denn prüfen, und wer sich etwa gar eine Art «Musse-Kompetenz» irgendwie «erarbeiten» wollte, würde ihr vollends den Garaus machen. Die Bildung zur Musse hat fürs sogenannte «Leben» keinen unmittelbar handgreiflichen, statistisch beifbarbaren Nutzwert, und alle Versuche, sie in ein mehr oder weniger gesalzenes Salär umzumünzen, wären ausgesprochen müsig. Aber trotz alledem ist sie doch in dem vielfältigen Bildungsmenü, das unsere Schulen für jeden Magen und jeden Geschmack anzubieten haben, sozusagen das Salz in der Suppe.

Diese Bildung zur Musse betrifft vielmehr das eigentliche Selbst des Menschen, in dem der Mensch, wie wir sagen, «zu sich», «zu sich selbst kommt». Von einem, der in Ohnmacht fällt, können wir sagen, er sei nicht «bei sich», er komme allmählich wieder «zu sich»; zu einem, der in Jähzorn ausbricht, können wir sagen, er sei «ausser sich», er solle doch wieder «zu sich» kommen. Im gleichen Sinn kann auch einer, der im Gedränge der Geschäfte, in der Hetze der Termine seine Zeit an sinnleere Unmusse verloren hat, etwa sagen, er sei all die Zeit nicht «zu sich» gekommen – als ob er all die Zeit tatsächlich nicht «bei sich», nicht «bei sich selbst», sondern irgendwo sonst zwischen New York und Tokio, oder auch zwischen dem einen Stapel Korrekturen und dem anderen gewesen sei.

Es ist dieser so kurze und doch so lange Weg «zu uns selbst», den die Musse uns führen will: sie will uns im schlichten Wortsinn «zu uns selbst» kommen lassen. Aristoteles sieht diesen Weg «zu sich selbst» unter dem Begriff der «Selbstverwirklichung»: in dem Sinne, dass der Mensch die spezifischen in ihm angelegten Fähigkeiten eben dadurch, dass er sie werken und wirken lässt, zu ihrer «Verwirklichung» gelangen lässt. Spätere Autoren sagen im gleichen Sinn schlicht und einfach: «für sich selbst leben». Im 1. Jahrhundert nach Christus stellt der Römer Seneca diesen Aufruf zu einem Leben «für sich selbst» an den Anfang seiner Altersbriefe an Lucilius:

«So mache es, mein Lucilius: Erhebe Anspruch auf dich selbst für dich selbst, und die Zeit, die dir bisher entweder weggetragen oder unterschlagen wurde oder aus der Hand fiel, die Zeit sammle und bewahre! ... Manche Stunden werden uns entrissen, manche entwendet, manche zerrinnen uns unter den Händen. Am beschämendsten aber ist der Verlust, der durch Nachlässigkeit entsteht.»

Das ist nicht etwa ein Aufruf, durch sorgfältige Zeiteinteilung an den Arbeitstagen noch mehr Spielraum zu schaffen für noch mehr Geschäftstermine, an den Wochenenden noch mehr Freiraum zu sichern für noch mehr Freizeitstermine; das ist vielmehr eine Warnung vor dem Zeitverlust an die Unmusse, der ein Selbstverlust ist.

Ein solches «für sich» gelebtes, mit Sinn erfülltes Leben fordert ein beträchtliches Mass von Unabhängigkeit und Eigenständigkeit. Es bedarf da einer zwiefach gerichteten Widerstandskraft: auf der einen Seite, in der Welt der Arbeit, gegen die angstvolle Arbeitssucht der *work-oholics*, die ja eben aus der Angst vor den Herausforderungen der «Musse» entspringt, aber doch auch gegen die hilfreiche, allzu hilfreiche Routine des Professionellen, gegen den bequemen Rückzug auf das Alterprobte und Altgewohnte, gegen alle engstirnig-verbohrte, scheuklappen-

bewehrte Fachidiotie, überhaupt gegen alles, was uns unserer täglichen Tätigkeit entfremdet und dazu führt, dass wir in ihr nicht «zu uns» kommen, nicht «für uns» leben. Wir wissen ja alle, wie unermüdlich gerade wir, die Lehrerinnen und Lehrer, darum bemüht sein müssen, in diesem Widerstand nicht träge zu werden, wenn wir uns jenes eingangs zitierte närrische Vergnügen an unserem Unterricht im Karussell des Stundenplans von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr ungetrübt erhalten wollen.

Auch auf der anderen Seite, in der Welt der Freizeit, bedarf es heutzutage einer nicht geringen Widerstandskraft gegen die verführerischen Verlockungen einer prosperierenden Freizeitindustrie, die uns nur allzu gern eine konfektionierte und perfektionierte Freizeitkultur von der Stange anhängen möchte. Mit Freizeithut und Freizeitschuhen, Freizeithemd und Freizeithosen von Kopf bis Fuss auf Freizeit eingestellt, stürzt sich der brave Freizeitmensch, der das Joch der Arbeit eben abgeschüttelt hat, frohgemut erneut ins «Joch des Programms», wie Erich A. Kägi das einmal treffend genannt hat. Und was für die Arbeitsmuffel die Motivatoren, das sind für die Freizeitmuffel die Animateure. Von den modischen, gängigen Freizeitvergnügungen «zu sich selbst» und zu seiner Musse zu kommen, ist wohl schon immer nicht einfach gewesen. Ein reizvolles Zitat mag uns das illustrieren: «Es ist heute Sonntag, ein Tag, der mir nicht mehr langweilig ist wie früher, seitdem ich es mir abgewöhnt habe, mich an diesem Tage durchaus amüsieren zu wollen und solche Leute aufzusuchen, die mit derselben üblichen Gewohnheit behaftet sind. Ich suche mir sonntags einigermassen die Werktagsgeschäfte vom Leibe zu halten, suche mir ein bisschen selber zu gehören, wasche mich morgens über die gewöhnlichen Grenzen hinaus mit Seife, fasse, was für den Geist etwa dasselbe bedeutet, einige gute Vorsätze, bessere in meiner Häuslichkeit oder in meinem Wissen, wo mir ein Loch aufgefallen ist, bezahle Schulden, wenn ich Geld habe, und schreibe schliesslich an diesem Tage meine meisten Briefe. Seitdem ist mir der Tag nicht mehr langweilig; ich sehe ihm vielmehr mit einem Vergnügen entgegen.»

Der Text stammt nicht von Seneca; ich fand ihn in einem Freundesbrief meines Urgrossvaters Carl, der in jungen Jahren hinter Pflug und Egge sein Latein zu lernen anfing und auf diesem ungewöhnlichen Weg der Musse schliesslich in Kiel zum Direktor der Universitätsklinik wurde.

Mag einer da am Sonntagmorgen nun lieber lesen oder schreiben, in die Kirche gehen, eine FernsehSendung sehen oder eine Matinee besuchen, ein Buch oder die Zeitung zur Hand nehmen, sich mit politischen oder wirtschaftlichen Fragen, Literatur oder Kunst, Naturwissenschaft oder Technologie beschäftigen, musizieren oder zeichnen – dieses «Zu-sich-Kommen», dieses «Bei-sich-Sein» fordert vielleicht einen Raum der Zurückgezogenheit, aber erfüllen lässt sich diese Innenwelt doch nur durch eine zuverlässige Orientierung in der Aussenwelt und durch die kritische Auseinandersetzung mit ihr: mit der Menschenwelt und der Naturwelt, der Gegenwart und der Geschichte. Die Musse braucht Nahrung, ein gerütteltes Mass, und der alte Satz *Ex nihilo nihil*, «Aus nichts wird nichts», gilt für die Musse gleichermassen wie für die Unmusse. Auf die Mussezeit des Alters hat Seneca eine raffinierte Sentenz gemünzt, eine von der Sorte, die erst viele Stunden später wirken: «Es ist erfreulich, die längste Zeit mit sich selbst zusammen zu sein, wenn du dich zu einem Menschen gebildet hast, der es wert ist, dass du seine Gesellschaft geniesst.»

Wer seine Musse erfüllen und sie zu «seiner» Musse machen will, braucht über alle spezialisierten Fachkompetenzen hinaus Sinn für vieles: Augen zu sehen und Ohren zu hören für die verschiedensten Lebensbereiche, Empfänglichkeit und Empfindlichkeit auf vielen Wellenlängen. Die Schule lehrt ja vieles gründlich, in ei-

niger Länge, einiger Breite und einiger Tiefe; sie lehrt, einen Gegenstand ernsthaft zu durchdringen und geduldig bei ihm zu verweilen. Das ist unbestreitbar ihre Hauptaufgabe, und ihr gilt die meiste, ja fast alle Schulzeit. Doch daneben steht eine zweite Aufgabe, und eine wertvolle Chance, die zu nutzen vergleichsweise wenig Zeit beansprucht: immer wieder im Vorübergehen gleichsam Fenster aufzustossen, Perspektiven zu eröffnen, die kreuz und quer über die Schranken unseres Fächerkanons hinweg Durchblicke erschliessen oder überhaupt über die Grenzen unserer Schulweisheit hinaus Ausblicke bieten auf Dinge, die unter Umständen vielleicht gerade nicht im Lehrplan, aber doch sonst irgendwo zwischen Himmel und Erde ihr gutes Daseinsrecht haben. Nicht nur im Bereich des Sinnlichen, auch in dem des Geistigen nehmen wir ja einzig das wahr, wofür wir – mit dem bezeichnenden Wort: «Sinn haben.» Doch im Bereich der geistigen Wahrnehmung können wir uns solchen «Sinn» und sollen wir uns viele solche «Sinne» erwerben, gleichsam geistige Antennen, die uns für vieles empfänglich und empfindlich machen und uns auf vieles Verschiedenes ansprechen lassen.

Doch über alles Persönliche hinaus kommt der Bildung zur Musse, durch die Aristoteles den Menschen zu einem vielseitig informierten, orientierten und urteilsfähigen Staatsbürger und zu einem wachen, geschichtsbewussten und gegenwartsnahen Zeitgenossen bilden will, heutzutage eine besondere politische Dringlichkeit zu. Sie werden das Verdikt kennen, das der Göttinger Physiker Georg Christoph Lichtenberg vor 200 Jahren ganz im Sinne der Antike über eine beschränkte Fachbildung ausgesprochen hat, die nichts als Fachbildung ist: «Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht.» Damals und noch lange seither mochte man das noch als eine akademische Frage von Bildung oder Unbildung betrachten. Doch in diesen letzten Jahrzehnten haben sich die Verhältnisse grundstürzend gewandelt. Eine Chemie, die «nichts als Chemie» verstände, eine Atomphysik, die «nichts als Atomphysik» verstände, eine Kernkrafttechnik, die «nichts als Kernkrafttechnik» verstände, mittlerweile auch eine Genetik, die «nichts als Genetik» verstände, alle diese Wissenschaften trafe heutzutage, wenn es sie denn gäbe, nicht mehr lediglich der Vorwurf einer harmlosen Unbildung, sondern der schieren Geheimgefährlichkeit. Nicht von ungefähr hat unsere Sprache den «Fachgelehrten» über den «Fachspezialisten» hinaus in jüngster Zeit zum «Fachidioten» gesteigert.

Der rasante Fortschritt der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften hat zu einer immer engeren Verknüpfung und «Vernetzung» dieser Wissenschaften untereinander, aber auch mit dem politischen und gesellschaftlichen Leben geführt. Der Fortschritt der naturwissenschaftlichen und der medizinischen Forschung und die Fortentwicklung der Technologien vom Mikrochip bis zur Raumfahrt haben uns in der letzten Zeit immer wieder grundsätzliche politische Entscheidungen abgefordert und werden dies auch weiterhin tun. Es muss sich ja nicht immer gleich um Kernkraftwerke handeln; aber immer öfter sieht sich nicht nur der Politiker, sondern auch der engagierte Staats- und Stimmbürger gleich welcher Fachrichtung und Profession herausgefordert, auch zu ökologischen, ökonomischen oder technologischen Fragen oder zu ethischen Problemen der naturwissenschaftlichen Forschung und der Medizin seine Stimme abzugeben.

Auf der anderen Seite sehen wir uns in dieser zwischen Staunen und Schaudern hin und her gerissenen Zeit, die den zweiten Prometheischen Feuerdiebstahl, die Entfesselung der Kernkraft, eben hinter sich und den dritten, die Entzifferung der Gene, eben vor sich hat, auf das Mythische verwiesen. Sollte nicht ein Kernphysiker oder ein Genetiker dieses 20. Jahrhunderts, sollten nicht wir zeitgenössischen Zauberlehrlinge alle miteinander jenen ersten Prometheischen Feuerdiebstahl, und was er bedeutet, stets vor Augen und den Schrecken davon in den Gliedern

haben? Die Stichworte «Feuerdiebstahl» und «Zauberlehrling» stehen hier stellvertretend für so manches Staunen und Schaudern, das der *Homo sapiens*, der «vernunftbegabte Mensch», *alias Homo rapiens*, der «zerstörerische Mensch», im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende über sich selbst empfunden hat. Wie können wir Heutigen uns denn für den Umgang mit der sogenannten «Umwelt» im Geistigen orientieren, wenn wir nicht wissen, wie unsere Vorfahren mit der «Natur», der *physis*, dem grossen «Werden» und «Wachsen», wie die Griechen sagten, oder mit der «Schöpfung Gottes», wie die Christen sagen, und unserem Verhältnis zu ihr geistig umgegangen sind? Der Mensch ist ein Wesen, das seine Geschichte hat, aus dieser Geschichte heraus lebt und denkt und sich selbst aus dieser Geschichte versteht; das gilt für die Kulturgeschichte im ganzen so gut wie für die Lebensgeschichte des einzelnen. Ausgerechnet in einer Zeit, deren rasante Entwicklung uns mächtig herausfordert und schier überfordert, droht uns nun die geistesgeschichtliche Orientierung und mit ihr die Denkerfahrung dreier Jahrtausende verlorenzugehen.

Auch Aristoteles hat in der Bildung zur Musse vorrangig eine politische Bildung gesehen: die Bildung des Bürgers zur Verantwortung für sich selbst und seine Mitbürger; und die Stoiker haben diese Verantwortung dann auf das ganze Menschen geschlecht und sogar, man höre und staune, auf alle zukünftigen Generationen ausgedehnt. Unter dieser aktuellen Perspektive weitgespannter politischer Verantwortung erscheint gegenwärtig eine Bildung zur Musse, die in gleicher Gewichtung hier Geistes- und Kulturgeschichte und dort Naturwissenschaft und Technologie einschliesst und verbindet, nicht mehr nur als «schöne» Musse, sondern schlechthin als «notwendig». Wir brauchen Physiker und Chemiker, Biologen und Ingenieure, die nicht nur Physiker und Chemiker, Biologen und Ingenieure sind, und dies nicht nur um des persönlichen Glückes dieser Wissenschaftler und um der Fortentwicklung dieser Wissenschaften willen, sondern um der Erhaltung unserer in Jahrtausenden gewachsenen Kultur und um der Überlebenschancen unserer willen. Und natürlich brauchen wir auch Philologen, die nicht immer gleich, wenn einer «angenommen» sagt, «Agamemnon» verstehen und denen ein KKW nicht Hekuba ist.

Darum dürfte sich die Schule gegenwärtig am allerwenigsten, so mächtig die Strömung auch ist, auf eine frühzeitige und weitgehende Spezialisierung der Lehr gänge und eine Entlastung der Lehrpläne von vermeintlich müssegem «Bildungs ballast» einlassen. Sie sollte vielmehr gegensteuern, das heisst, künftigen Naturwissenschaftlern möglichst viel geisteswissenschaftlichen Hintergrund, künftigen Geisteswissenschaftlern möglichst viel naturwissenschaftliche Orientierung auf den Weg zu geben suchen.

Vierundzwanzig Jahrhunderte sind seit der Zeit des alten Aristoteles ins Land gegangen. Die alten Griechen konnten sich die *scholé* im Hörsaal des Aristoteles leisten, weil sie sich um ihren Lebensunterhalt nicht zu sorgen brauchten. Die jungen Zürcherinnen und Zürcher gehen umgekehrt nicht zuletzt darum zur Schule, um mit ihrer Schulbildung für ihren Lebensunterhalt vorzusorgen. Die neue «Schule» führt immer noch die alte *scholé* im Namen und im Schilde; doch zu einem guten und wohl zum grössten Teil ist sie heute notgedrungen und unabw eislich der *ascholia*, der Unmusse, verfallen; Aristoteles würde sagen: der Unmusse versklavt.

Die Sprache ist verräterisch: So weit hat sich die Schule ihrem Namen und ihrem Ursprung entfremdet, dass wir heute abschätzig von einer «Ver-schulung» der Universität sprechen, wo wir richtiger von einer «Ver-un-schulung» auch schon der Schule sprechen sollten – wir reden so, als sei die Schule im ganzen und fraglos

der Unmusse und deren «notwendigen» Mitteln und Zwecken hingegeben. Kürzlich fragte mich der Vater eines Schülers, der vor der Wahl eines Maturitätstypus stand, etwas skeptisch, wozu der denn sein Griechisch dann im «Leben», wie er sagte, überhaupt noch brauchen könne. Er hatte das Erwerbsleben mit dem Leben schlechthin verwechselt, und eben dagegen wäre ja eine kleine Dosis Griechisch, einmal täglich und mit Musse eingenommen, keine schlechte Therapie.

Die Bildung zur Musse bedarf freilich selbst der Musse; sie ist nicht wohl denkbar ohne die Erfahrung der Musse und ohne eine Umgebung der Musse. Sie braucht nicht einfach Zeit, die sich in Minuten oder auch in Stunden bemessen und beziffern liesse, sie braucht einen Freiraum, der nicht augenblicklich wieder dem «Joch» dieses oder jenes «Programms» unterworfen ist, einen Freiraum, in den weder Arbeitsdruck noch Freizeitdruck hineinwirkt. Sie braucht Zeit von der Art, die einer «sich nehmen» kann, nicht solche, die einem zugemessen wird Ganz besonders gilt das für die grundlegende Bildung, die wir eine Grundschule der Musse – und gewiss zugleich auch der Unmusse – nennen könnten, eine Grundschule, die von der Primarstufe bis zur Universität gleiche Verbindlichkeit behält. Ich meine eine Schule des mitteilsamen Zueinander-Sprechens und des aufmerksamen Aufeinander-Hörens, eine Schule des sachgerechten, verständlichen Schreibens und des mitdenkenden, verstehenden Lesens; eine Schule des Engagements in der Sache und zugleich der menschlichen Toleranz; eine Schule schliesslich der Augen und Ohren, des empfänglichen Sehens und Hörens – so merkwürdig das scheinen mag, dass uns in diesem Audio- und Video-Zeitalter das Hören und Sehen vergangen sein sollte. Eine Schülerin schrieb mir einmal, sie habe vor den byzantinischen Mosaiken in Ravenna zum ersten Mal so recht «sehen» gelernt. Da läutete für einmal keine Schulglocke, da war «Musse», zu sehen und wieder zu sehen.

Angesichts all dessen stimmt es doch bedenklich, wie sehr unsere Schülerinnen und Schüler und doch auch wir, die Lehrerinnen und Lehrer, die Schule unter dem Zeichen einer bedrängten, gehetzten Unmusse sehen. Und nicht minder bedenklich stimmt das andere, wie sehr unsere Schülerinnen und Schüler und doch auch wir, die Lehrerinnen und Lehrer, uns daran gewöhnt haben, die Schule unter diesem Zeichen des lediglich «Notwendigen» zu sehen. Hausaufgaben und Prüfungsvorbereitungen auf der einen Seite, Unterrichtsvorbereitungen und Korrekturen auf der anderen lassen Lernende und Lehrende gleicherweise einen Stundenausfall als willkommene Verschnaufpause begrüssen – die einen mit hellem Jubelgeschrei, die anderen mit stillem Auguren lächeln. Ich schätze es seit langem als einen sittlichen Akt ersten Ranges, wenn eine Klasse ihrem Lehrer anlässlich der obligaten Jahresgrippe eine «Gute Besserung» bestellen lässt. Die Schule bietet – und fordert – allzuoft allzuviel auch des Guten, selbst des Besten, und auch die schönste Musse schlägt, wenn es des guten zuviel wird, unversehens in frustrierende Unmusse um. Wenn nicht die vielzitierte «Hälfte», so wären da manchmal vielleicht zwei Drittel oder doch drei Viertel «mehr als das Ganze».

Es geht hierbei gar nicht so sehr um die yieldiskutierte blosse «Überforderung» unserer Schülerinnen und Schüler, eine Überbelastung ihres Leistungsvermögens. Es geht vielmehr um die Überfütterung und Übersättigung der Schüler mit Dingen, von denen sie – im Wortsinn – eigentlich gar nichts hatten wissen wollen. Wir überfüttern unsere Schüler unablässig mit manchmal doch recht sättigenden Antworten, ehe ihnen die neugierigen Fragen danach auch nur von fern in den Sinn gekommen sind; und dann wundern wir uns, wenn sie schliesslich gar nicht mehr so schrecklich gierig über all das Neue herfallen und, schlimmer noch, über all dem vielen, das sie lernen, das Fragen und das Staunen verlernen. Das Staunen und

das Fragen aber ist der Schule bestes Teil: Wo das ursprüngliche, engagierte Interesse an der Sache selbst übergegangen oder überfahren wird, wo der kostbare Stoff, aus dem die Musse leben könnte, einer unmüssigen «Erarbeitung» preisgegeben wird, da geht nicht nur alle Neugier und Lernlust an eine lähmende Lustlosigkeit verloren, sondern auch ein Stück Selbstbestimmung an eine fürsorgliche Fremdbe-stimmung – Aristoteles würde wieder sagen: an eine unwürdige Versklavung.

Doch wie gesagt: Die Schule ist heute – und nicht erst seit jüngstem – wie alles Menschliche zu einem guten und wohl dem grössten Teil notgedrungenen und unab-weisbar auch der *ascholia*, der Unmusse verpflichtet; was wir uns billigerweise wünschen können, ist nichts mehr – aber auch nicht weniger –, als dass die alte griechische *scholé* in der Schule als ihr *Genius loci* weiterhin ihren hohen sinng-benden und glückstiftenden Rang behauptet, und das nicht nur als ein noch so süs-ser Sahneklacks im Freifächer-Reservat, sondern auch als der tägliche Sauerteig in unserer Alltagsarbeit. Wo immer es gelingt, jenes ursprüngliche Staunen über die Dinge, auch und gerade über das Natürlichste wie das schlichte Wachsen einer Pflanze, zu erwecken und zu erhalten, da haben wir ein Stück Musse vor dem Ver-fall an die Unmusse gerettet. Und neben das Erstaunen vor dem Natürlichlichen müs-sen wir heute wohl das Erschrecken über die Zerstörung stellen. Wo immer es ge-lingt, unseren Schülerinnen und Schülern den menschlichen Sinn einer vielfälti-gen, eindringenden Beschäftigung mit der Natur auf der einen Seite und dem Men-schen selbst, seinem Denken und seinem Handeln, auf der anderen überzeugend zu vermitteln, da ist für diese Schüler wieder ein Stück Musse bewahrt – und wie-der einmal ein artistisches Gesellenstückchen aus der hohen Schule der didakti-schen Motivationskunst gespart.

Das Zehn-Punkte-Leitbild zu dem «neuen Lehrplan der Volksschule des Kantons Zürich» gipfelt nach neun auch durchaus nicht «unmüssigen» Leitbegriffen in dem zehnten Leitbegriff der «Musse» und erklärt: «Musse ist die Kunst, Zeit für zweckfreies, zwangloses Tun verfügbar zu halten. Musse heisst Zeit finden, um auf sich selbst, auf andere, auf die Welt aufmerksam zu werden. Sie ist Nährboden der Selbstbesinnung, der Einfühlung in andere Menschen, der Kontemplation. Im Spielraum ungebundenen Tuns liegt die Quelle des schöpferischen Prozesses. ... Die Schule sei daher ein Ort, an dem auch Musse möglich ist, ein Ort, an dem Raum gegeben ist, Einfälle zu beachten, Beobachtungen nachzugehen, Stimmun-gen einwirken zu lassen, den Blick nach aussen und innen zu weiten. Schüler und Lehrer pflegen Musse, indem sie Zeit dafür finden, sich zu sammeln, zu lauschen, zu schauen, zu betrachten, zu bedenken, zu staunen, still zu werden. Die «Zehn Thesen» der «Kommission Gymnasium–Universität» zum Zweckartikel der Matu-ritätsanerkennungsverordnung sind im ganzen getragen vom Geist der Aristoteli-schen «Musse» und zitieren diese *scholé* exakt in ihrer Mitte unter dem Aristoteli-schen Leitwort des «Schönen». Und erst eben gerade, vor wenigen Tagen, ist unter dem Titel «Welche Schule heute für die Schweiz von morgen?» ein höchst be-merkenswertes Manifest des Schweizer Musikrates erschienen, das unter der Inspira-tion der griechischen Musen so dringlich wie eindringlich zu einer Bildung zur Musse aufruft. Aristoteles hätte an all dem seine helle Freude.

Aber machen wir uns keine Illusionen: Alle diese wegweisenden Leitgedanken und Manifeste sind wie das, was ich hier sage, zunächst nichts als Worte, nicht we-niger als das, aber auch nicht mehr. An uns, den Lehrerinnen und Lehrern, und an uns ganz allein, liegt es, diesen Worten in unserem persönlichen Umkreis Lebens-wirklichkeit zu verleihen und von der lebensnotwendigen Unmusse, die unsere Schulen erfüllt, so viel wir nur können, durch unser tägliches Bemühen in lebenser-füllende Musse zu verwandeln. Das ist eine Art Alchemie, eine Art pädagogische

Goldmacherei, gewiss keine einfache Kunst, in der sogenannten «Schule» so wenig wie im sogenannten «Leben», doch gewiss auch keine schwarze, sondern eine goldene Kunst. Wenn sie uns hie und da gelingt, werden nicht nur wir selbst uns – insoweit und zu dem Teil – in der schönen Rolle des weisen Narren finden, der sich für sein Vergnügen paradoxer- und unerhörterweise obendrein noch etwas in die Hand drücken lässt; dann werden auch unsere Schülerinnen und Schüler ihre guten Zeugnisnoten – insoweit und zu dem Teil – einmal nicht zum Lohn für ihre Mühe, sondern paradoxerweise zum Lohn für ihr Vergnügen davontragen können, und das wäre doch vollends etwas ganz und gar Unerhörtes.

Klaus Bartels